

Noëmi Grimm | Anja Köneke  
(Hrsg.)

# Zeitstücke

## Neue Nordische Novellen VII



F I L I FINNISH  
LITERATURE  
EXCHANGE

NORLA  
NORWEGIAN LITERATURE ABROAD



Botschaft von Island  
Berlin

inter Studies\_2



Das finnische Buch e.V.



Fachschaft des Instituts für Fennistik und Skandinavistik

Caspars Kinder – Fachschaft des Instituts für Kunst und Kunstgeschichte



## Danksagung

Wir bedanken uns herzlich bei den Übersetzer\*innen, die die Kurzgeschichten und Gedichte dieses Bandes ausgewählt und ins Deutsche übertragen haben. Ein herzlicher Dank geht auch an die Illustratorinnen, die die Anthologie mit ihren Zeichnungen ergänzt haben.

Beim Übersetzungsprozess erhielten die Studierenden Unterstützung von Professoren, Lektor\*innen und wissenschaftlichen Mitarbeiter\*innen der Institute für Baltistik, Fennistik, Skandinavistik und Slawistik der Universität Greifswald. Besonders bedanken möchten wir uns bei:

*Vladimir Arifulin*  
*Dr. des. Yvonne Bindrim*  
*JProf. Dr. Roman Dubasevych*  
*Julia Fechtner*  
*Matthias Friedrich*  
*Dr. phil. Liane Klein*  
*Iiris Lilja*  
*Prof. Dr. Christer Lindqvist*  
*Dr. Hartmut Mittelstädt*  
*Tamara Münzer*  
*Prof. Dr. Marko Pantermöller*  
*Irina Safonov*  
*Arnt Sundstøl*  
*Prof. h.c. Dr. Dr. h.c. Harry Walter*

## Inhalt

Danksagung

Vorwort

Tiina Lehikoinen: Der Regenmacher

Dzwinka Matijasch: Ameisenregen

Tiina Lehikoinen: Das Affenspiel

Sigurd Tenningen: Das Gewebe

Dmitrij Lagutin: Das Nest

Dzwinka Matijasch: Der Regenbeschwörer

Dzwinka Matijasch: Die Glastreppe

Tiina Lehikoinen: Der Nusskern

Elena Dolgopjat: Die Uhr

Einar Leif Nielsen: Die lange Nacht

Maria Kjos Fonn: Edel

Árný Stella Gunnarsdóttir: Isländisch 503

LaFuoc: Miese peter

Kairi Look: Alles auf Anfang!

Tine Høeg: Ich wähle Valencia

Julia Butschkow: Granit

Árný Stella Gunnarsdóttir: Gebrochen

Jan Kristoffer Dale: Arbeiterhände

Dzwinka Matijasch: Die Schutzpatronin der Radfahrer

Olli Lönnerberg: Kaffee für zwei  
Olli Lönnerberg: Sieben Minuten  
Olli Lönnerberg: Staub im Getriebe  
Olli Lönnerberg: Klassische Bildung  
Olli Lönnerberg: In hundert Jahren  
Agnieszka Smarzewska: Läuse  
Vladimir Rafeenko: Über die Liebe  
Peder Frederik Jensen: Der Mann auf der Brücke  
Janos Honkonen: Aus den Augenlöchern strahlte Leere  
Sergej Fjodorow: Eine Minute  
Ethel Hedström: Die Zeit  
Kairi Look: Der Rückfall  
Svens Kuzmins: Magie aus Milch und Bananen  
Lisa Förare Winblad: Die Prüfung  
Polina Brejewa: Ernsthaftes über Ernstes  
Ira Snamenossej: Über meinen Musikanten  
Dzwinka Matijasch: Brief an die Großmutter  
Jan Kristoffer Dale: Jon  
Vladimir Rafeenko: Sorgen  
Vladimir Rafeenko: Oktober  
LaFuoc: Exzentriker  
Laura Salama: An Kasper  
Marie Metso: Regenschatten  
Ira Snamenossej: Das Fernglas  
LaFuoc: Beste Wünsche

LaFuoc: Du ziehst Bilanz

Wladimir Swerdlow: Jedem seine Zeit

Vladimir Rafeenko: Müdigkeit

Árný Stella Gunnarsdóttir: Auf Ewig

Vladimir Rafeenko: Sieben Dillköpfe

Jana Egle: Hinaus auf See

Tao Lin: Die Geschichte des Taxifahrers

Marie Metso: Flügelschläge gegen zerborstene  
Fensterscheiben

Árný Stella Gunnarsdóttir: Der Morgen

Glossar

Die Autor\*innen

Die Herausgeberinnen

Die Übersetzer\*innen

Die Illustratorinnen



*Illustration: Maiken Albert*



## **Vorwort**

Zeit ist immer allgegenwärtig, sie ist ein Spiegel und eine Konstante des Lebens. Sie ist Zeugin, Richterin und letztlich auch Exekutorin. Aber der Begriff Zeit ist abstrakt und vielfältig und so unterschiedlich nehmen wir ihn auch wahr. Reicht ein Blick auf die Uhr oder auf den Kalender, um diesen umfassenden Begriff zu erklären? Wir messen Zeit an den vorbeiziehenden, sich immer wiederholenden Jahreszeiten. Wir fragen uns ständig, wo sie geblieben ist und wollen oft mehr Zeit haben. Mehr Zeit, um zu verstehen, wie wertvoll sie ist. Wir messen Zeit nicht nur an Zahlen, wir messen sie vielmehr an Erinnerungen und an Zukunftsplänen.

Die siebte Ausgabe der Neuen Nordischen Novellen zeigt in erstmaliger deutscher Übersetzung teils unveröffentlichte Kurzgeschichten und Gedichte aufstrebender Newcomer aus elf Sprachen. Neben den nordischen Sprachen wie Finnisch, Schwedisch, Norwegisch, Dänisch und Isländisch, haben Studierende der Universität Greifswald auch Texte aus dem Russischen, Ukrainischen, Polnischen, Tschechischen, Estnischen und Lettischen übersetzt. Dabei ist den Texten eine Sache gemein: Sie alle beschäftigen sich mit dem Thema Zeit. Kostbare Momente vergangener Zeiten kommen zum Vorschein, aber auch traurige und traumatische Erlebnisse werden reflektiert. Immer wieder wird deutlich, wie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ineinander verwoben sind. Die Geschichten erzählen vom Altern, von Stillständen und Zeitlosigkeit. Es geht um Leben und Tod, Leid und Unsterblichkeit, um Beziehungen und

Trennungen und darum, dass Zeit nicht immer alle Wunden heilt.

Wir wünschen all unseren Leser\*innen eine angenehme und spannende Zeit beim Lesen.

## **Tiina Lehikoinen: Der Regenmacher**

*Aus dem Finnischen von Minna Liebmann*

**D**as Licht bohrt sich durch die Laubkrone des Baumes bis auf den Rasen, die Uhr hat gerade drei geschlagen. Im Garten wimmelt und schwirrt es. Paavo spielt mit Kienäpfeln. Kirsi streckt entspannt ihre Füße aus und an meinen Fingern klebt Lehm. Gekicher und Gegluckse. Ich würde gern einen Schmetterling fangen. Ich würde gern ein Schmetterling sein. Flat-flat-flatter mit leichten Flügeln in das Blau hinein. Ich wirble über den Hof und schlage mit den Armen, die Köpfe der Butterblumen quetschen sich zwischen meine Zehen. Warum ist die Leiter schon am Dach zu Ende? Ich möchte nicht nur bis zur Regenrinne, sondern über das Dach hinaus, ich will bis zu den Wolken aufsteigen. Ich will zwischen den Zuckerwattewolken im leichten Himmelblau schwimmen, im Babyblau, ich bin ein Superheld, der wie ein Düsenjet fliegt. Oder wie ein Blitz, der den Himmel durchzieht. Mein Lieblingsname ist Engelsfinger, mit großem E, wie Engel.

»Es gibt Pfannkuchen! Pekka, komm, nimm dir welche ... und Erdbeeren!«, ruft Oma auf der Treppe mit einem Pfannenwender in der Hand und wischt sich mit dem Ärmel Schweißtropfen von der Stirn.

Omas Haut ist fest und glatt, obwohl sie schon über siebzig ist. Die Tante streckt neidisch ihren unter dem Kinn wachsenden Putenhals hervor und lobt Oma für ihre Muskeln.

»Ich will eine Wolke!«

»Was denn, ne Wolke? Reichen Omas Pfannkuchen etwa nicht?«

»Können Wolken flach sein? So wie Pfannkuchen, so pfannekuchenflach?«

»Was fängt der Pekka jetzt an zu philosophieren ... Da kann der Kopf ganz schnell mal wolzig werden, wenn man zu viel nachdenkt ... Man soll das, was zwischen den Ohren bammelt, nicht überstrapazieren ...«

»Kann man Wolken essen?«

Oma schüttelt den Kopf und schwankt zurück ins Haus.

Ich reiße Wegerichblätter aus dem Rasen. An den sehnigen Stängeln kann man zählen, wie viele Kinder man bekommt. Kirsi hat mir das Spiel beigebracht. Sie möchte heimlich Mutter werden. Das ist ein offenes Geheimnis. Vater meint, Kirsi wäre zu jung, um Mutter zu werden und ist verärgert darüber, dass die Tochter es nicht für sich behält. »Kirsis Kleider sind wie die aus ›Des Kaisers neue Kleider‹«, schnauzt Vater, und es vergeht kein einziger Tag, an dem die beiden nicht über die Größe von Kirsis Blusen und die Länge ihrer Shorts streiten.

Das Klacken von Omas Holzschuhen dringt leise aus dem Inneren des Hauses. Ich laufe an der Treppe vorbei und rieche, wie der Duft der Veranda sich mit dem des Sommerwindes vermischt. Oma behauptet, dass der Geruch vom Bodenbelag der Diele kommt, der aus jahrzehntelang an seinem Platz gealtertem Holz gemacht ist. Ich glaube Oma nicht – ich vermute, dass darunter eine Leiche liegt. Ich habe vor, eines Nachts mal das Brecheisen aus dem Schuppen zu holen und die Dielen aufzureißen. Ich bin Omas Beschützer und Aufklärer von Geheimnissen.

Es ist warm, zu warm, um der Sache mit der Leiche nachzugehen.

Wespen umschwirren die Kanne mit dem Saft und die gierigsten tauchen in die Kanne hinein. Man darf keinen Saft trinken, in dem Wespen schwimmen. Die können mit dem Saft zusammen in den Mund gelangen und heftig stechen. Oma sagt, dass dann der Hals zuschwillt und man erstickt.

Wespen sind gefährlich. Ich möchte ein Schmetterling sein und keine Wespe.

Die Katze leckt die Stufen ab. Irgendein Trottel hat auf der Treppe Sahne verschüttet. Oma kann richtig gut Sahne schlagen, sie wird nie butterig, nicht mal bei Gewitter. Kirsis Brüste scheinen wie mystische Hügel durch ihr weißes Spitzenoberteil hindurch. Nächsten Sonntag hat sie Konfirmation. Man sieht ihr an, dass sie schon vom Duft der Rosen träumt. Sie will rote und weiße und rosafarbene Rosen, weil sie sich nicht entscheiden kann, welche am besten zu ihrem Kleid passen.

Die Blumenbeete strahlen in der Sonne und ich bekomme Durst.

Mir ist flau im Magen. Ich bin zu viel geflogen. Mein Bruder Paavo bastelt an seinem Wildpferdgehege. Wenn er groß ist, will er Cowboy werden. Außer den Pferden liebt er auch gefleckte Kühe. Für ihn haben Tiere mit geschecktem Fell eine Prise von echtem Cowboyfeeling.

Manchmal sitzt Paavo bei den Pferden am Nachbarzaun und schwingt ein aus Wäscheleine gebundenes Lasso. Wenn ich mal Polizist werde, stecke ich ihn in eine Zelle.

Ich habe einen schnellen Schritt, ich schaffe es, in einer Sekunde über den ganzen Hof zu rennen. Und durch den Wald, ich fliege mit den Räufern im Schwitzkasten nach Hause und puste in meine Trillerpfeife. Papa bringt sie mit dem Lieferwagen ins Gefängnis. Die Räuber sehen schlimm aus. Ihnen fehlen Zähne, aber das stört weiter nicht. Zahnlücken sind nicht ansteckend. Für diesen Sommer habe ich mir vorgenommen, zur Rückseite eines Regenbogens zu fliegen und die Störenfriede im Himmel festzunehmen, die Gewitter auslösen. Ich lerne, am Regen hinaufzuklettern. Ich übe den ganzen Sommer, hänge an der Leiter und zwingen mich immer höher. Immer höher, bis die Füße sich vom Boden lösen.

Die Leiter ist hoch und mir wird schwindelig, aber ich habe mich entschieden, über die Regenrinne hinaus zu klettern.

Meine Finger sind kurz und gedrungen. Ich bin solch ein Winzling, dass man mich für ein Cocktailwürstchen hält ... Hätte ich Kleber, würde ich mir Verlängerungen ankleben ... Ich wäre gern ein langfingeriger Schmetterlingsmensch, meine Riesenfinger könnten einen Baumstamm oder sogar ein Haus umfassen.

Hinter dem Schornstein schreit eine Krähe. Können Vögel im Fliegen Würmer fressen, haben Vögel Zähne oder schlucken sie ihre Beute ohne zu kauen? Die Mysterien erobern wieder meinen Geist und es wird immer schwieriger, sich auf der Leiter zu halten. Ich würde Oma gern nach Antworten fragen. Oma ist so alt, dass sie in ihrer Schürzentasche eine Antwort auf alles hat.

Meine Hände schwitzen.

Es ist schwierig, sich an den Sprossen festzuhalten. Plötzlich spuckt der Schornstein mir Ruß ins Gesicht. Dicken, schwarzen Rauch. Ich muss mir die Augen reiben. Ich muss die Augen zusammenkneifen. Es brennt, und neben dem Rauch stört eine vor meinem Gesicht umherbrummende Fliege meine Aufmerksamkeit. Ich muss eine Hand loslassen, ich presse mich an die Sprosse und baumele in der Luft wie ein falsch gehender Uhrzeiger.

Kirsis Schrei hallt von der anderen Seite des Hofes herüber. Meine Schwester hat die Augen aufgerissen und starrt panisch auf meine Fersen. Sie rennt auf die Leiter zu. Meine Schwester ist eine gute Läuferin, ich bin neidisch auf ihre Beine. Paavos Pferde werden von Kirsis Tritt überrollt, als sie sich ihren Weg quer durch die Beerenbüsche bahnt. Die lackierten Zehennägel zertrampeln die aus Stöckchen zusammengebauten Minigehege und Omas Blumen. Alle dort unten schauen zu mir hoch und rufen:

»Pekka, runter ... komm runter! Halt dich ganz fest!«

Ich würde ihre Rufe gern beantworten: »Ich bin der Regenmacher, Pekka-Schmetterlingsmensch ... angehender Polizist«, aber ich muss mich mit aller Kraft konzentrieren, um nicht abzurutschen.

Der Rauch verdeckt mir die Sicht, und halbblind rutscht mein Griff auf der obersten Leitersprosse. Es fühlt sich an, als wären die Hände mit Seife beschmiert. Ich könnte eine Tüte Powernüsse vertragen, ich würde dringend irgendetwas brauchen, das mir Kraft zum Festhalten verleiht. Die Luft ist so dick, dass ich es nicht schaffe, um Hilfe zu rufen, ich spüre, wie mein Griff sich löst ...

Die Katze schreckt vom Lärm auf und schießt unter den Kuhstall. Von irgendwo am Rande meines Bewusstseins nehme ich wahr, wie Kirsi meine kleinen gefühllosen Beine massiert und stoßweise hechelt. Oma breitet einen Handtuchwickel auf meiner Stirn aus und flüstert eine Zauberformel, die noch älter ist als sie selbst. In Omas Augen kann man sehen, wie die Sorgen sie zerfressen. Sie begreift nicht, wie ich jetzt plötzlich so flach auf dem Boden liegen kann. »Gerade ist der Pekka doch noch über den Hof gerannt«, jammert Oma. Über ihr Gesicht und das meiner Schwester fließen Schweiß und Tränen.

Von den Dreien ist nur Paavo still. Seine Trauer ist von Zorn begleitet. Er würde nie-nie-nie-im-Leben ein Mädchen wie Kirsi heiraten. Wie sollte man auch mit einer solchen Person auskommen können, die halbnackt durch den Garten voltigiert und wegen eines schwächelnden Bruders Pferdezäune zerbricht? Paavos Pferdegehege ist so zerstört, dass sogar das Heu daraus ausgebrochen ist.

Regenwolken sind unbemerkt über dem Hof aufgezogen. Es fängt an zu tröpfeln. Der Rauch verliert seine wirbelnde Form und schmiegt sich im Regen an den Horizont. Oma benetzt mich mit dem schal gewordenen Erdbeersaft aus der Kanne. Auf meiner Stirn ist Ruß, und ich gleiche eher einem Straßenräuber als einem Helden.

Anstelle von Licht sehe ich einen Spalt in meinen Augen. Oder aber die Augen sind wie zuvor und nur etwas an meiner Superkraft hat sich verändert. Während des Flugs bin ich auf eine das Dasein umrahmende Mauer getroffen.

Im Moment des Fallens war ich drauf und dran, diese Mauer zu durchbrechen, aber Omas seltsame Lieder und Kirsis nach Hoffnung duftende Finger holten mich zurück.  
Regen habe ich trotzdem gemacht.



*Illustriert von Janine Gora*



## **Dzwinka Matijasch: Ameisenregen**

*Aus dem Ukrainischen von Nataliia Savchenko*

*Für Ljuba Lutschkewytsch-Wosnjak*

**H**eute ist Mama, wie sie selbst sagte, mit dem linken Bein zuerst aufgestanden, und war danach vom Pech verfolgt. Die Sahne im Krug war sauer geworden, und meine Mama leidet sehr, wenn sie ihren Kaffee am Morgen ohne Sahne trinken muss. Der Haferbrei brannte ihr an und musste vom Topfboden gekratzt werden. Papa hat viel Zeit damit verbracht, das war eine mühevoll und langweilige Arbeit, ich hätte das nicht durchgehalten und wäre auf den Dachboden geflüchtet. Aber Papa gab nicht auf. Fröhlich einen Walzer pfeifend schrubbte er den schmutzigen Topf und hatte schließlich Erfolg. Mein Papa hat gern Erfolg. Er sagt immer, wenn er nicht jedes Mal um Erfolg ringen würde, dann wäre er jetzt nicht verheiratet. »Und dich, Marta, gäbe es dann auch nicht.«

Ich konnte mir nicht vorstellen, dass es mich nicht geben würde. Die Welt ist so wunderbar mit mir. Und vielfältiger. Ich dachte immer, dass es die Welt größer und reicher macht, wenn ein neuer Mensch geboren wird. Die Welt bekommt so ein Paar Augen mehr. Und die Welt genießt dadurch einen genaueren Blick auf sich selbst und all die Wunder, die in ihr existieren. Deshalb musste es mich also geben, weil die Welt meine Augen brauchte. Ich habe glattes blondes Haar. Schade, dass sie überhaupt nicht lockig sind. Ich wünschte es mir so sehr, aber inzwischen habe ich mich schon fast damit abgefunden, dass sie glatt sind und dass ich mir später, wenn ich groß bin, einundvierzig Zöpfe flechten und so Locken machen werde.

Gut, dass ich noch nicht groß bin. Darüber hinaus braucht die Welt meine Hände, mit denen ich alles berühre, was ich um mich herum sehe, damit ich mich besser erinnern kann.

Mamas Schnittmuster gelangen heute auch nicht, sie kriegte es einfach nicht hin, die Ärmel für ein sehr elegantes Kleid zu zeichnen, sodass Papierbögen wie weiße Vögel durch das Zimmer flogen und leise raschelnd auf den Fußboden fielen, auf dem sie nicht mehr wie Vögel aussahen, sondern wie eine Schneelandschaft, in der Mama ziemlich traurig und verloren wirkte. Sie hakte die Tür von innen zu und schob noch zwei Bänke davor, damit wir sie nicht bei der Arbeit störten. Mein Papa und ich wollten nicht stören, wir schauten nur durchs Schlüsselloch, ob sie nicht Hilfe gebrauchen konnte. Mamas Seufzer drangen zusammen mit weißem Rauch durch das Schlüsselloch zu uns und kitzelten Papas Nase, so dass er niesen wollte. Und ich wollte die ganze Zeit nur gähnen von diesem weißen Rauch, der so stark war, dass er sich über den Fußboden legte und die Treppe bis ins Erdgeschoss hinunterzog.

Papa und ich wussten nicht, womit wir Mama helfen konnten. Wir fanden uns sogar damit ab, dass es zum Mittagessen Reis mit Seekohl gab. Meine Mutter glaubte, dass Seekohl sehr gesund wäre, weil er viel Jod und Aminosäuren enthielt. Papa, der Seekohl von frühester Kindheit an hasste, häufte ihn darum fröhlich auf seinen Teller und sagte, dass er heute das dringende Bedürfnis nach Jod hätte. »Und du, Marta, brauchst Aminosäuren« – und ich sah mit Entsetzen, wie sich vor meinen Augen ein grüner Berg Seekohl auftürmte, den ich aufessen sollte. Es war ein freudloses Mittagessen, bei dem Papa und ich das Ende geradezu herbeisehnten. »Wir haben den Seekohl besiegt Marta«, sagte Papa stolz und umarmte mich, »und jetzt können wir einen Spaziergang in den Wald machen.« Mama forderte mit aller Entschiedenheit, dass wir einen Regenschirm mitnehmen, weil es regnen könnte.

Papa schaute aus dem Fenster und ging dann auf den Hof und hob den Kopf. Am Himmel war keine einzige Wolke zu sehen, also sagte er mit zaghafter Stimme zu Mama, dass es wahrscheinlich nicht regnen würde. Er wollte auf gar keinen Fall den Regenschirm mitnehmen, weil der so groß und hässlich war und wir ihn ständig unter irgendeinem Baum vergaßen. Mama schüttelte den Kopf und trug Papa auf, etwas zum Essen, eine Thermoskanne mit Tee und den Regenschirm mitzunehmen.

Im Wald war es sehr schön. Wir sammelten für Mama Blaubeeren und pflückten ihr einen großen Strauß hellroter Nelken. Dann ruhten wir uns unter unserer Lieblingseiche aus, und Papa gab mir ein Butterbrot mit Lochkäse. Ich wollte gerade abbeißen, da sah ich zwei Ameisen in der Butter zappeln und drei über den Käse laufen. Papa blies die Ameisen vom Käse und fischte sie mit dem Rand einer Serviette aus der Butter. Dann sah er, dass auf seiner Scheibe Brot mindestens ein Dutzend Ameisen herumkrabbelte. Während ich meinem Papa half, sie wegzublasen und sie aus der Butter herauszufischen, machten sich die Ameisen wieder über mein Brot her. Nun begann ein richtiger Ameisenregen. Wir pusteten Ameisen von unseren Armen und Schultern, und am Ende beschloss Papa, den Regenschirm aufzuspannen. Ameisen prasselten wie Regentropfen darauf, nur dass Regentropfen nicht auf einem Schirm hin und her krabbeln, sondern einfach herunterlaufen.

Papa sagte, dass wir anscheinend sehr großes Glück hätten, weil ein Ameisenregen äußerst selten vorkommt, alle fünfzig Jahre einmal oder noch seltener. Seine Großeltern waren einmal in einem Ameisenregen gelandet. Sie hatten keinen Schirm dabei und verbrachten volle zwei Stunden unter dem geblühten Kopftuch der Großmutter. Großmutter sagte, dass nur glückliche Menschen und Menschen mit einem reinen Herzen und einem reinen Gewissen unter einen Ameisenregen geraten. Ich dachte

lange darüber nach, was Ameisen, ein reines Herz, das Gewissen und das Glück gemeinsam haben könnten. Und während ich nachdachte, ging der Ameisenregen vorüber.

Zuhause wartete Mama auf der Veranda auf uns, sie nahm uns in die Arme und küsste uns und wunderte sich, dass wir beide nach Ameisensäure rochen.

## **Tiina Lehikoinen: Das Affenspiel**

*Aus dem Finnischen von Katharina Hemmer*

Ich sitze mit Tero auf dem Fußboden im Ankleidezimmer und wir stopfen Popcorn in Mamas Stöckelschuhe. Die Maiskörner sind auf dem Weg nach Afrika. In jeder Ecke des Hauses gibt es neue Kontinente und unerforschte Dinge zu entdecken. Wir sind ganz versessen auf Pommac-Brause und allem, was nach Brausepulver schmeckt.

Um Teros Hals hängt Papas grüne Lederkrawatte. Wie ein Palmenblatt schwingt sie bei unserem wilden Tanz auf dem roten Trampolin hin und her. Ich habe eine Perücke auf dem Kopf, Perlen um den Hals und Lippenstift im Gesicht. Mit den Fingern habe ich mir Indianerstreifen auf die Wangen gemalt. Wenn wir groß sind werden wir heiraten, wir werden genau jetzt heiraten, denn plötzlich sind wir in die Höhe geschossen. Im Spiel sind wir zwanzig und machen genau das nach, was Erwachsene tun.

Aus Seidenpapier geschnittene Schneeflocken schimmern im Fenster. Die Katze steht auf dem Tisch inmitten der durcheinander geworfenen Reste des Geburtstagsessens und leckt mit ihrer rauen Zunge aus der Margarinepackung. Meine Schwester wird heute 13 Jahre alt. Alle Nachbarsmädchen mit ihren Make-up-Täschchen und Selfiesticks sitzen kichernd auf dem Wohnzimmerteppich. In der Luft liegt eine feierliche Stimmung und in den Mädchen brodelt eine elektrisierende Spannung. Die Katze ist alt und zottelig und kümmert sich nicht um Minzschokoladentropfen oder das Gekicher. Mit stocksteifem Schwanz flitzt sie unter Mamas Bett.

Manchmal hebt meine Schwester die Katze abends auf ihren Bauch und lässt sie schnurren. Mit gekrümmten

Krallen knetet die Katze dann ihre Haut bis meine Schwester aufschreit und die Katze auf den Boden schubst. Jetzt sitzt meine Schwester mit den anderen im Kreis und dreht die Flasche, während sie sich gleichzeitig Schokoküsse in den Mund stopft. Tero und ich stehen in angespannter Stille hinter der Tür und drücken unsere Pupillen näher an das Schlüsselloch. Tero ist Maarias kleiner Bruder und beim Spielen selten dabei, weil er schlechte Lungen und deswegen ein Atemspray in seiner Tasche hat. Ich bin schon seit drei Stunden in Tero verliebt. Er hat braun-grüne Augen, zierliche Fäuste und schöne Roboterhosenträger.

Meine Schwester wählt statt Wahrheit immer Pflicht. Vielleicht fürchtet sie, dass sie nicht genug von den Dingen versteht und dass die anderen lachen. Sie erzählt ständig, dass sie manchmal während der Unterrichtsstunden alles vergisst, was sie gelernt hat. Dann erinnert sie sich nicht, welcher Tag gerade ist und selbst ihr eigener Name fällt ihr nicht mehr ein. Während der Blick des Lehrers im Raum nach Antworten späht, versucht meine Schwester ihm auszuweichen. Sie hustet, spitzt ihre Stifte und verschwindet aus seinem Blickfeld. Meine Schwester und ich müssen alte, nichtssagende Kleidung von unseren Cousinen auftragen und so tun, als wäre gutes Aussehen uns nicht wichtig. Das Schlimmste ist die Scham. Auf eine falsche Antwort folgen viele Tage Pausenhoffolter.

Zuhause sind die Dinge anders als in der Schule. Beim Flaschendreher werden andere Fragen gestellt. Als wir Babys waren, nahm Papa uns im Winter auf dem Motorschlitten zu Waldausflügen mit. Mama zeigte uns einmal ein Foto, auf dem ich in Windeln gewickelt im Schlitten liege und meine Schwester auf Mamas Arm der Sonne zuwinkt. Mutter hatte auf dem Ausflug eine Zauberthermoskanne, in der heißer Kakao dampfte. Die Milch bildete beim Abkühlen eine Haut, weil sie so reichhaltig und dick war. Aber dann wurden wir in die Stadt fortgerissen. Und dann ging Vater kaputt und zog weg.

Jemand befiehlt meiner Schwester, Tero zu knutschen. Ich platze fast vor Eifersucht und befehle Tero, wegzurennen. Ich reiße Schals und Mäntel von der Garderobe, als die kichernde Herde Mädchen auf uns zu drängt. Sie haben um viele Spannen längere Beine und wilde Ideen. Meine Schwester ist unglaublich rot. Die schadenfrohen Hände der Mädchen schieben sie vorwärts. Ich wünschte, aus dem Boden würde eine unsichtbare Wand schießen.

Tero ist ungeschickt beim Anziehen. Ich muss mich zum Schutz vor ihm stellen. Maaria beknet ihren Bruder, nennt ihn Tete. Ich finde Maaria ist albern und Tete der hässlichste Name der Welt. Ich fummele an der Tür und bekomme das untere Schloss auf. Wegen der Party ist das obere Schloss nicht verriegelt. Zum Glück, denn so hoch komme ich ohne Hocker nicht. In letzter Sekunde vor der Kussattacke schiebe ich Tero zum Ausgang und rufe, dass wir schaukeln gehen, obwohl auf der Schaukel im Hof ein Meter Schnee liegt. Wir rasen wie wild in Richtung Kiosk, die gierigen Hände fuchteln hinter uns her.

Auf halbem Weg, fängt Tero an zu husten. Ich klopfe mit den Fäustlingen auf seinen gebeugten Rücken, aber der Schleim will sich nicht lösen. Tero wird immer blasser und droht, in der Dämmerung zu versinken. Er sackt in sich zusammen, wie die von der Katze aufgerissene Schwimmmatratze. Ich versuche ihn zu beatmen. So machen sie das im Fernsehen. Dort pusten sie in den Mund und drücken auf der Brust herum. Tero will sich einfach nicht in den Schnee legen und wir rangeln kurz miteinander. Ich trete dem keuchendem Tero gegen das Knie. Ein Schrei ertönt und eine Tante in einer dicken lilafarbenen Winterjacke kommt auf uns zugerannt. Sie stürzt auf Tero zu, wobei ihre dünne Strumpfhose unter dem Jackensaum hervorblitzt. Tero keucht schwer. Ich versuche den Eindringling wegzuzerren, der unseren Liebesmoment stört und hänge mich wie eine Klette an ihre Jacke. Die Tante schreit mich an: »Lass los! Lass los!«

Sie streichelt ängstlich Teros Wange und erklärt: »Tero braucht jetzt Kortison«, obwohl sie Tero natürlich nicht Tero nennt, weil sie Teros Namen nicht kennt. Ich weiß Teros Namen, aber nicht, was passiert und wer Kortison ist. Trotzdem schreie ich, dass niemand mir Tero ohne meine Erlaubnis wegnehmen darf.

Die Frau, die meinen Tero gekidnappt hat, eilt mit ihm in den Armen vorwärts und winkt an der Ampel den Autos zu, damit sie stehenbleiben. Ich renne mit offener Jacke hinter ihr her und als ich aufhole nehme ich Teros Hand in meine. Bald sitzen wir auf einer dunklen Rückbank, während ein uralter Wunderbaum uns immer wieder ins Gesicht schlägt. Der Fahrer lässt die Reifen quietschen und mir wird schlecht. Ich glaube, ich habe zu viel Kuchen gegessen. Oder vielleicht hat jemand etwas vom Katzenfutter auf mein Brot gelegt. Das ist ein gängiger Streich, denn das Futter hat die gleiche Farbe wie Leberwurst. Die Tante reibt Teros Glieder und versucht, ihn zu beruhigen.

Der Taxifahrer ist auf der ganzen Ärzتهاustour zu einem Hundertjährigen ergraut. Ich fürchte, dass er ins Gras beißen wird. Auf der Rückfahrt sind wir alle Wohnblöcke in der Nähe unseres Hauses abgefahren und haben mehrfach gewendet. Ich erinnere mich nicht mehr an den Weg nach Hause, weil ich den Kindergarten sonst nur am Tag besuche. Irgendjemand gräbt abends mehr Straßenabschnitte in die Stadt. Alles wird irgendwie seltsam und unberechenbar. Vielleicht tarnt jemand die Straßen für die Nacht, damit das Sandmännchen sein Ziel nicht findet.

Als wir endlich den richtigen Parkplatz finden, weint Maaria auf dem Hof bei den Schaukeln und die anderen Mädchen kriechen im Schnee herum. Niemand achtet auf das Taxi, bis die Frau mit ihrem orangefarbenen Lederhandschuh aus dem offenen Autofenster winkt und ruft: »Sind hier zwei Indianerkinder verloren gegangen?« Ich betrachte die Handschuhe der Frau, die mit Schleifen



verziert sind und mich beschleicht eine finstere Ahnung. Ich bekomme Angst, dass diese Tante genau der Engel sein könnte, zu dem mein Vater gezogen ist.

Als meine Schwester uns sieht, bekommt sie einen Wutanfall. Tero steht wie benebelt da. Er bekommt kein Wort heraus und ich flüchte mich hinter die dicke Winterjacke der Tante. Die Frau beruhigt meine Schwester und fragt nach unserer Mutter. Mama ist gerade bei der Arbeit. Mama ist immer bei der Arbeit, weil sie zwei Schichten macht, damit wir zurechtkommen. Meine Schwester schämt sich und spielt verlegen mit den Daumen herum. Das ist ihre Angewohnheit. Die Tante winkt dem Taxifahrer, damit er verschwindet und gibt uns die quittierte Rechnung. 107,25 Euro. Meine Schwester schluchzt und sagt, dass sie sich rächen wird. Ganz bestimmt räche ich mich, sagt sie, als sie und Maaria uns ins Haus zerren.

Ich schlage Tero vor, dass ich zu ihnen ziehen könnte, aber Tero hat keine Lust mehr aufs Knutschen. Er möchte nach Hause. Maaria hebt das zitternde Bündel auf ihre Schultern.

Im Wohnzimmer riecht es nach Gekicher und Schweiß. Ich schalte den Videorekorder ein. Meine Schwester kommandiert mich ins Bad und schrubbt mir mit einem Stück Seife die Indianerstreifen vom Gesicht. Von allen Superhelden ist Tarzan mein absoluter Lieblingsheld. Ich entscheide, dass wir in den nahegelegenen Wald ziehen und dort leben, wenn Teros Lungen das aushalten. Tero kann wie ein Affe brüllen und ich kann die Lianen nehmen. Wir finden bestimmt was zum Essen, wir können zum Beispiel Tannenzapfen oder Erde kochen.

Als mein Gesicht sauber ist, liegen meine Schwester und ich auf dem Sofa und essen die Reste von der Feier. Ich frage sie, wie es sich anfühlt 13 zu sein. Meine Schwester lässt eine Kaugummiblase vor meinem Gesicht platzen und kitzelt mich mit einer Haarsträhne am Kinn. Vor dem Fensterwirbeln winzige Schneeflocken und kleine

Eiskristalle. In einer Stunde sollte Mama-Affe nach Hause kommen.

## **Sigurd Tenningen: Das Gewebe**

*Aus dem Norwegischen von Luise Helling*

*›Ich glaube, es war eben von vornherein naiv zu denken, man könne die Naturgeschichte einfach so verlassen. Um so einen Unterschied zu allem Voraufgegangenen zu setzen, muß man das, was man verlassen will, erst einmal aneignen, und aneignen hieß bei uns eben: wiederholen.<*

*Dietmar Dath, Die Abschaffung der Arten*

**E**s ist so, als ob alles, was ich erlebe, bereits früher geschehen ist: dass die Hände, die den Griff der Kühlschrantür berühren, den gleichen Metallstreifen schon hundert Mal, ja tausende Male berührt haben; dass das Sonnenlicht, das schräg durch die Schlitz in der Gardine hineinfällt, nicht vor acht Minuten von der Oberfläche der Sonne ausgesendet wurde, sondern sich in der Luft und am Himmel verfangen hat und jetzt nur seine souveräne Ausdauer, seine ungeheuerliche *durée*, vorführt-dass die Geräusche von der Straße im Viertel, in dem ich wohne, nicht den Automotoren und Stimmen entspringen, sondern die Vergangenheit heraufbeschwören und den Urlärm begreifbar machen! Wenn ich morgens die Augen öffne, ist es so, als ob jeder Augenblick aus dem vorherigen geboren wird und jeder Zeitpunkt am Tag den Keim für den nächsten in sich trägt. Die Ereigniskette ist unendlich und kann in perfekten Spiralen zurückverfolgt werden - aber was sind schon die Ziffern auf einem Uhrenblatt oder die Kolonnen eines Kalenders gegen die sichere Feststellung der Wiederholung aller Dinge durch die Hand oder das Auge? Vor dem Spiegel im Flur lasse ich die Finger durch die Haare

gleiten und entdecke kleine Unregelmäßigkeiten in der ansonsten so dunklen Masse. Dünne, silberweiße Adern sind an den Schläfen hervorgetreten und auf jeder Seite der Stirn bahnen sich Felder haarloser Haut ihren Weg. Lächle ich für mich selbst, sehe ich ein Netz aus feinen Falten, die sich in Fächerform von dem Rand jeden Auges ausbreiten, dünne Schollen, die bei der geringsten Muskelanspannung krakelieren und von den mandelförmigen Öffnungen Rinnen aus Schatten werfen. Aber weder die Schatten noch die Augen, die sie sehen, sind meine: Fotografien von vergangenen Generationen zeigen alle die gleiche Veranlagung zu solch einer Stirn, alle die gleiche Verdichtung der Hautschicht rund um die Augen. Wie ein Muster tauchen sie immer wieder auf – rote und weiße Fäden in einem blutenden Gewebe aus Mir und Nicht-Mir, immer das Gleiche, immer wiederholt in neuen Formen, pulsierend im Takt mit dem hämmernden Körper, das eine oder andere kurze Aufzucken zwischen den Lungen, Millionen elektrischer Explosionen gleichzeitig im Kopf – *Herrgott! sind wir nur Reminiszenzen, Abdrücke, Sand?!*

Einige Erinnerungen sind flüchtig und tauchen nur auf, wenn ich träume. Es ist so, als ob sie dort drinnen ihr eigenes Dasein führen, völlig unabhängig von mir selbst. Solche Wiedersehen sind immer zweideutig und von Unruhe erfüllt – nicht einmal bekannte Gesichter können für ein friedliches Ergebnis garantieren. Stattdessen bin ich dazu übergegangen, ihnen mit allen möglichen Vorbehalten zu begegnen. »Ich träume«, sage ich zu mir selbst und gehe weiter die Treppen in dem Gebäude hinunter, in dem ich mich aus dem einen oder anderen Grund befinde. Als ich kleiner war und noch nicht genau wusste, wann ich träumte, wirkte es so, als ob alles echt war, als ob alles mit der gleichen Schwere und Gesetzmäßigkeit wie im wachen Zustand geschah. Ich weiß nicht mehr, wann der Wendepunkt kam, aber ich bin mir fast sicher, dass es

passierte, als das Spiegelbild von mir selbst zutiefst erschreckend und beinahe unerträglich wurde. Mehrere Jahre lang hatte ich Probleme damit, mein eigenes Spiegelbild in glatten Oberflächen zu sehen: in Badezimmerspiegeln, vorbeifahrenden Autos, Schaufenstern – alles zusammen drohte, mich außer Kraft zu setzen und ließ mich oberhalb des Magens zittern. Noch heute kommt es vor, dass mich Fotografien auf die gleiche Weise aufbringen können; die unmögliche Ähnlichkeit leert mich von innen her aus und lässt mich in den Raum fließen, wo ich in alle Dinge aufgelöst werde. Hier sitze ich nun am Küchentisch und erinnere mich plötzlich an all die unendlichen Nachmittage in Sonnenlicht und Dunst zurück. Oft beginnt das Ganze mit einem Gegenstand oder einem Gesicht, danach strömen ›Erinnerungen‹ heran, sodass ich sie nicht länger von dem Brotmesser oder der Zeitungsschlagzeile unterscheiden kann, die vor mir auf dem Tisch liegen.

Es wäre übereilt zu glauben, dass es mir damit gelungen wäre, mich an einen vergangenen Moment zu erinnern; allein der Gedanke an eine so ungeheuerliche Großtat sollte jeden dazu bringen, auf den Versuch zu verzichten. Dennoch habe ich, solange ich mich erinnern kann, das Bild eines riesengroßen Rhododendrons mit Blüten in allen Farben bewahrt. Das Gewebe, wie wir ihn nannten, befand sich gleich in der Nähe der Stelle, wo wir wohnten, und war Teil des Englischen Gartens auf dem Myren gård. Überall gab es Beete und kleine Äcker mit den unglaublichsten Blumen, verstreut über die grünen Hügel standen kanadische Ahornbäume, und gleich unterhalb des Hauptgebäudes lag also das Gewebe: ein üppiges Rhododendrarium mit hybriden Kronblättern in allen Farben. Im Sommer schlüpfen wir für gewöhnlich unter das Laubdach, wo wir eine schwindelerregende Welt aus Wurzeln und Zweigen entdeckten. In der Schule hatten wir Bücher wie *Die Schatzinsel* und *20.000 Meilen unter dem Meer* gelesen und

überall, wo wir hinsahen, entdeckten wir Spiegelungen und intensive Echos dieser Werke. Manchmal stellten wir uns vor, dass das Gewebe ein U-Boot war und dass wir mithilfe von Hebeln und Knöpfen (in Wirklichkeit waren es Wurzeln und Zweige) das gesamte Gefährt hinab in die Tiefe manövrieren konnten. Dann stiegen wir in unsere Nautilus, und ausgestattet mit einer ganzen Bibliothek aus Comics verließen wir die Erdoberfläche, um nie wieder zurückzukehren.

Diese Tieftauchgänge waren immer abenteuerlich und enthüllten verlorene Städte und längst verlassene Welten unter Wasser. Wenn wir durch das Blattwerk nach draußen spähten, sahen wir Schiffswracks und verlorengegangene Schätze auf dem Meeresboden. Melancholische Segelschiffe mit Krähenestern in den Masten und Kanonen an den Seiten waren im Sand versunken, was uns voller Verwunderung an Bord zurückließ: Was war passiert? Da begannen wir sofort, uns Piraten und Prinzessinnen mit Gold an den Ohren und Smaragden im Bauchnabel vorzustellen. Weil wir Mädchen nicht mochten und weil wir nur widerwillig so taten, als ob sie existierten, waren wir immer äußerst bedacht darauf, die Prinzessinnen so einfältig wie möglich zu machen («sie war die Tochter des Kapitäns«, sagten wir, »sie hatte keinen Säbel und konnte nicht schwimmen«, »sie sehnte sich nach Zuhause«). Anders war das mit den Piraten; mehrere Stunden am Stück konnten wir darüber diskutieren, ob der Kapitän ein Holzbein hatte oder nicht, ob er eine Klappe über dem Auge trug und wie viele Pistolen an seinem Gürtel hingen... Im Hinblick auf die vielen Narben im Gesicht (einer Art Geheimschrift) begannen wir, endlose Geschichten über Seeschlachten und Entführungen zu erzählen, Entführungen und neue Seeschlachten. Häufig konnten wir unmerklich selbst zu Piraten werden, so dass wir uns auf einmal an Bord eines Segelschiffes mit Flagge am Mast befanden und Land sichteten. Ganz weit vorne sahen wir, wie sich die Wellen am Riff brachen und weit im